

ohne weiteres Konkurrenz- oder Exportunfähigkeit resultieren würde, was den schließlichen Ruin zu Folge hätte. Die Entwicklung muß vielmehr in ganz Europa gleichzeitig vor sich gehen, dann ist sie möglich.

Wohlverstanden, es kann sich nicht darum handeln, die Löhne einfach zu erhöhen und damit in Proportion auch den Preis des Produktes. Dies wäre eine Schraube ohne Ende und würde niemandem Vorteil bringen.

Nein, es sollen trotz höherer Löhne die Produktionskosten gesenkt werden.

Die Geschichte beweist, daß diese These nicht etwa ein Unsinn ist, sondern gerade das, was die Menschheit seit Jahrhunderten, aber besonders intensiv und erfolgreich während der letzten Jahrzehnte, gemacht hat. Es ist immer und immer wieder gelungen, durch Verbesserung der Fabrikationsmethoden Verbilligung des Produktes und Erhöhung der Löhne zu erzielen. Dies muß der Grundsatz jedes fortschrittlichen Industriellen sein und ihm bei der Vervollkommnung seiner eigenen Organisation stets als Ideal vorschweben.

Das klassische Beispiel eines solchen Industriellen ist wiederum Henry Ford, dem es gelungen ist, das billigste Automobil herzustellen, — ein Geschenk an die Menschheit — und dabei die höchsten Löhne zu zahlen. Durch fortwährende Anwendung obigen Prinzips hat das Unternehmen einen großartigen Erfolg gehabt und ist zu geradezu gigantischer Größe angewachsen, wie die Weltgeschichte seinesgleichen nicht kennt.

Durch Verwirklichung obigen Grundsatzes bietet die Rationalisierung ungeahnte Möglichkeiten, an die wir heute vielleicht nicht glauben würden, wenn wir sie nicht mit eigenen Augen im Lande Amerika schauen könnten.

Ich komme zum Schlusse. Können wir und wollen wir die europäische Lebenshaltung verbessern?

Daß wir es können, hoffe ich bewiesen zu haben.

Ob wir es wollen? Ich glaube, daß in diesem Punkte ein gemeinsames Interesse aller vorliegt, der Produzenten wie der Konsumenten, der Arbeitgeber, wie der Arbeitnehmer, so daß eine Einigung in dieser Frage möglich sein sollte und um so raschere Fortschritte zu erwarten sind.

Schon seit Jahrzehnten hat die europäische Lebenshaltung eine stets steigende Tendenz, welche besonders nach dem Kriege sich verschärfte und auch heute noch andauert. Wir wollen diese Tendenz fördern und mit Amerika sagen: Wir lösen die soziale Frage durch Wohlstand.

Die vorgelegten Probleme sind wichtig genug, daß jeder Rotarier sie einer eingehenden Prüfung unterziehen und dazu Stellung nehmen muß. Dabei sei er dessen eingedenk, daß, wer den Fortschritt hemmt, zurückbleibt, wer aber vorangeht, der Erfolgreichste ist. Er soll ablegen, wovon er als Europäer zu viel hat, die: *traditio* und sich, wie der Amerikaner, in erster Linie leiten lassen von der: *ratio*.

Dann wird Europa einer neuen Zukunft entgegengehen.

Karl Wolfskehl dem Sechziger

Eine Rede im Münchener Rundfunk gehalten am 17. September 1929

von Rot. Emil Preetorius

Von Karl Wolfskehl will ich Ihnen sprechen, der heute ein Münchener ist und gestern vor 60 Jahren in Darmstadt zur Welt kam. Dieser Darmstädter, der vom Stoffe ist, von der Art der großen Söhne dieser sonderbaren Stadt, vom Schläge der Lichtenberg und Niebergall und Merck und Büchner: der ist freilich ein fast unendliches Thema. Und ich bin in einiger Verlegenheit, wie ich dies Thema abgrenzen, wie ich diese höchst mannigfaltige, tausendfach schillernde, schwer faßbare Persönlichkeit binden soll in einen festen Umriß. Denn das Wesen dieses Mannes ist Fülle: Fülle an Leben, Fülle an Geist: es ist ein ewig Bewegtes, schier Uerschöpfliches, fast Raum- und Zeit-Entbundenes, ein vielfach Bewirktes und Bewirkendes.

Zunächst ein paar äußere Daten: Wolfskehl studierte Germanistik, vergleichende Mythologie und Religionsgeschichte. Er lernte als Student die Werke Bachofens, des Sprachforschers Geiger und Nietzsches kennen, die zusammen die stärkste, bestimmendste Einwirkung schon auf den jungen Menschen übten. Die wesentlichen dichterischen Eindrücke empfing er von dem Dänen Jacobsen, dem frühen Hamsun und von C. F. Meyer. Er macht seinen Doktor in Gießen, der hessischen Landesuniversität, wird mit dem damals vorhandenen Werk Stefan Georges bekannt und mit den ersten Heften der Blätter für die Kunst, dem später berühmt gewordenen Organ der George-Gemeinde. Herbst 1893 lernt er den großen Dichter persönlich kennen: diese Tatsache gibt seinem Leben die entscheidende Wendung, gibt seiner Person, die bald zu den sichtbarsten, bestimmendsten Gliedern des George-Kreises gehört, das nach außen vor allem kennzeichnende Gepräge.

Im gleichen Herbst übersiedelt Wolfskehl nach München, wohin er nach kurzer Abwesenheit in Rom, Berlin, Paris, für immer zurückkehrt. Große Reisen in fast alle Länder Europas, ja bis ins ferne Wunderland Indien, führen ihn zwar vielfach von München fort, aber sein eigentliches Domizil, seine Wahlheimat bleibt „die Stadt, wo unserer Frauen Türme ragen“. Das Haus Wolfskehl bildet für viele Jahre, bis zum Kriegsende, eine der interessantesten, geistig bewegtesten, farbigsten Treffpunkte Münchens. Und es gibt wohl kaum jemand, der irgend zur Welt des Geistes gehört und in jenen Jahren München berührt hat, der nicht in diesem Hause verkehrt, nicht wesentliche Anregungen von dort mitgenommen hätte. Aber freilich gibt es auch kaum noch einen Hausherrn, der kraft der Lebendigkeit, der Einfallsfülle, der Schmiegsamkeit seines Geistes, kraft seiner Vielseitigkeit, kraft seines Menschengefühls und Menscheninteresses so fähig gewesen wäre, Geister an sich zu ziehen, Geister — und seien es die verschiedenartigsten — miteinander zu verbinden. — Wenn München neben der bäuerlichen, der volkhaft-ländlichen Stadt auch eine Stadt der Geistigkeit ist, so ist es nicht zuletzt Wolfskehl und seine Atmosphäre, die es dazu gemacht; wie er es war, der, wenn nicht immer unmittelbar, so doch oft mittelbar die feinsten Köpfe bestimmt hat, gerade München zu ihrer zweiten Heimat zu wählen.

Es gehört zu dem eigentümlichen, aber, wie wir glauben, schönen und sinnvollen Schicksal dieses Mannes, daß er auch heute noch keine Berühmtheit ist im äußeren Sinne des Wortes, keine Berühmtheit, über die die Zeitungen zu berichten pflegen, deren Werke in Riesenaufgabe überall sichtbar, allen bekannt sind. Und doch wiegt die Berühmtheit Wolfskehls schwerer als so manche weithin posaunte: denn sie lebt in einem erlesenen Kreis, einer Avantgarde des Geistes, sie lebt in einem Publikum, das wahrhaft urteilsfähig ist und urteilsgründend. Und wie dieser geheimberühmte Mann so manchem offiziell gestempelten Prominenten überlegen ist an Weite, an Reichtum, an Freiheit und Tiefe, so auch an fruchtbarer Wirksamkeit, an überall spürbarem, wenn auch nicht immer gekanntem Einfluß. Es gab wohl eine lange Reihe, wollte man die alle einmal nennen, die von dem Lichtkegel dieses blendenden Geistes aufgeweckt, die von Wolfskehl beraten, geleitet, ja die durch ihn erst der eigentlichen Bestimmung ihres Lebens zugeführt wurden.

Noch ein kurzes Wort vom Werke Wolfskehls: seine erste Gedichtsammlung „Ulais“ erschien 1898, 1902 die zweite, 1906 sein Versspiel Saul, 1909 die Spiele „Thors Hammer“ und „Wolfdietrich“, 1927 seine

dritte und umfangreichste Gedichtsammlung „Der Umkreis“. Diesen dichterischen Erzeugnissen — das Wort dichterisch im eigentlichsten, höchsten, ja im geheimsten Verstande — gesellen sich eine große Reihe vorbildlicher Übersetzungen, von denen die von Costers Ulenspiegel wohl die glänzendste und auch bekannteste ist. Mit Stefan George hat Wolfskehl drei Bände gesammelter deutscher Dichtung herausgegeben, mit v. d. Leyen älteste deutsche Dichtungen, die frühesten erhaltenen althochdeutschen und frühmittelhochdeutschen kürzeren Stücke in Umdichtung: ein schönes, wichtiges Buch, das mehrere Auflagen erlebt hat. Von 1894 bis 1920, d. h. bis zu deren Abschluß, war Wolfskehl Mitarbeiter der Blätter für die Kunst und dann der 1910—1912 erscheinenden Jahrbücher für die geistige Bewegung, die, gegründet auf die tragende Idee des Georgischen Kreises, die entschiedenste und fruchtbarste Kritik an der Zeit darstellen. Ab 1920 ist Wolfskehl literarischer Leiter der Münchener Rupprecht-Presse. Seine publizistische Tätigkeit im eigentlichen engeren Sinne, von der Sie alle wohl schon Proben gelesen und bewundert haben, setzt erst 1925 ein.

Will man das Wesen Wolfskehls mit einem Wort kennzeichnen, so muß man sagen, daß er vor allem Dichter sei. Seinen denkerisch schärfsten, kenntnisreichsten, kulturkritischen Essays, seinen fachlichsten, theoretischen Betrachtungen ist noch ein dichterisches Etwas beschwingend eigen, ja dies Etwas ist es, das jeder seiner Äußerungen das eigentümliche und das eindruckliche Gepräge gibt. Und wie er Dichter ist in seinem Schrifttum, seiner Rede, so ist er es in seinem äußeren Leben, seiner inneren Natur. Über einem Verstand von eindringlichster Kraft, über einem Wissen von fast unbegrenzter Reichweite steht noch sein künstlerischer Spürsinn, die geheime Fühlsamkeit für die tiefen Triebkräfte, wo auch immer sie wirken, die stete Verbundenheit mit den unteren Mächten. Und gerade diese Doppeltheit, dieses seltsame Bei- und Ineinander von hellstem Kopf, gebildetstem Geist, sicherster Formungskraft mit den dunklen, formsprengenden Gründen einer fast chaotischen Lebendigkeit: dies Schweifen in zwei Sphären, dies Zusammen von Klarheit und Dämmer, dies Gegenspiel von Feste und Gelöstheit, von Grenzung und Übergang: dies macht die eigentliche, die staunenswerte, wohl auch verwirrende, die schwer faßbare Besonderheit dieses Mannes in seinem Leben wie in seinem Werk. Dies macht es, daß er nicht festzulegen ist auf ein Woher und Wohin, daß er alterslos scheint, Kind und Weiser in einem, zugleich nur Geist und nur Trieb, die in seinem Rassekopf seltsam sich binden — dies macht es, daß er bald als verspäteter Romantiker gesehen wird, bald als ein glän-

zender Humanist, als der letzte Aristokrat des Geistes, übrig geblieben aus einer reicheren, festlicheren Zeit, bald aber als ein ganz neuer Mensch voll von geheimer Witterung für alle künftigen Dinge. Dies macht es, daß er nicht zu halten ist, nicht einzuordnen, einzugrenzen in keinem nur denkbaren Sinne. Er ist wahrhaft einer der merkwürdigsten, aber auch einer der freiesten Menschen, der selbstsichersten, souveränsten Köpfe, nirgendwo zu Hause und überall, ein ewig Schweifender, einer, der seine Sach buchstäblich auf Nichts gestellt hat. — Und die unheimliche Doppelgesichtigkeit dieses Mannes erfaßt mit einer so sicheren Klarheit und so tiefen Spürkraft, wie kaum noch ein Zweiter heute, die ganze Krise dieser Zeit, ihr Gemenge von Geist und Drang, von Technik und Glaube, ihr ohnmächtig, wirr ringendes Nichtmehr und Nochnicht — aber in ihm auch ist wie kaum in einem Zweiten der weite Atem lebendig, vom Gestern ins Morgen zu rufen, die Macht lebendig, die ewigen Werte über das karge Jetzt hinüberzuretten in eine neue, vollere Zukunft.

Glückwunsch an Thomas Mann

Von Rot. Bruno Frank

Die Schwedische Akademie der Wissenschaften hat gewußt, was sie tat. Sie hat mit der Verleihung des Nobelpreises einem Schriftsteller vor der ganzen Welt den Rang zugewiesen, den er für sein Land und für die Wissenden anderer Länder längst schon besaß. Er ist nun vor aller Augen eingereiht in die kleine Schar seiner Peers. Dort schreitet Carducci neben Theodor Mommsen, Anatole France neben Hauptmann, Kipling neben Knut Hamsun. Es sind, über unsere Jahrzehnte verstreut, jene Einzelnen, die einst Kleist mit den Worten angedredet hat:

„Ihr, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erhellet!“

Was bedeutet es aber eigentlich, Thomas Mann Glück zu wünschen zu dieser sichtbarsten Ehrung? Wenig im Grunde vermag die Welt dem zu geben, der selbst eine Welt in sich trägt. Uns selber wollen wir beglückwünschen zu dem Zuwachs an Ansehen und Ehre, den er unserm Land und der deutschen Geistigkeit gebracht hat. Denn täuschen wir uns doch nicht: diese Schwedische Akademie ist nur ein Instrument, eine Art Seismograph, der auf die Erschütterungen der Erdmeinung empfindlich

reagiert. Die Meinung der Besten, der Urteilsfähigsten auf der ganzen Erde hat diese Ehrung für den Deutschen Thomas Mann gewollt. Sie hat sie gewünscht und durchgesetzt so kurze Zeit nach der weltzerschneidenden Katastrophe.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, da wollte es etwas heißen in der Welt, ein deutscher Dichter zu sein. Es war die Zeit Goethes und die Zeit der Romantik. Ein Strahlenbündel von Geist und Empfindung schoß damals aus unserm Lande über alle Grenzen. Die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts brachte Deutschland den äußeren Aufstieg, aber sein seelischer Einfluß sank. Er sank mit Recht. Deutsche Prosa zumal war unbekannt in der Welt. Es lebten auch damals einige große Schriftsteller bei uns, es lebte noch Schopenhauer, es lebte Stifter, aber sie blieben im Dunkel, solange sie atmeten. Im Vordergrund standen Routine, Epigonentum, unterhaltsame Trivialität.

Das wurde erst anders um die Jahrhundertwende, als Nietzsches Lebenswerk allgemein sichtbar wurde. Nietzsche hat die Prosa als Kunstform für die Deutschen neu entdeckt. Er erlangte Weltgeltung. Die Besten derer, die nach ihm kamen, sind seine Jünger und rechtmäßigen Erben: Stefan George, der hymnische Meister, Thomas Mann, der Erzähler.

Seit 1901 „Buddenbrooks“ erschienen, ist das Niveau der deutschen Erzählung ein andres. Man vergleiche, wie heute die Dreißigjährigen schreiben und wie sie 1890 geschrieben haben. Es ist Thomas Manns Verdienst. Er hat einer ganzen Generation die Feder geführt, ob sie es weiß oder nicht.

Ich umschreibe nicht sein Werk; es ist für jeden von uns gekanntes und geliebtes Gut. Jeder weiß, was er mit seiner letzten, bisher bedeutendsten Dichtung, dem „Zauberberg“, gegeben hat: nicht weniger als eine großartig umfassende Inventur des europäischen Geisteszustandes vor dem Kriege. Er steht heute auf seiner Höhe, ein vollkräftiger Mann, dem Neuen und Zukünftigen offen; so früh hat ihn diese Ehrung erreicht.

Die 150000 Männer, die über alle Erdteile hin in „Rotary“ vereinigt sind, dürfen stolz darauf sein, daß dieser Dichter zu ihnen gehört. Nicht